

in: Reulke, P. (1995):
Arbeit und Gesundheit in der
Bildungsarbeit. Bremen:
Angewandte Lehrkräfte.

Widersprüchliche Orientierungen zwischen KursleiterInnen und TeilnehmerInnen – am Beispiel der Frage: „Wie anders wollen wir leben und arbeiten?“

Ich möchte hier im Sinne eines Erfahrungsberichtes über einen von der ÖTV veranstalteten Bildungsurlaub zum Thema „Umweltschutz am Arbeitsplatz“ berichten, den ich im vergangenen Herbst durchgeführt habe und der mir seither relativ viel Kopfzerbrechen bereitet. Die TeilnehmerInnen rekrutierten sich zum Teil aus handwerklichen bzw. gewerblichen Bereichen des Öffentlichen Dienstes, zum Teil aus sehr speziellen Dienstleistungsbereichen, wie z.B. Feuerwehren, Gärtnereien, –Reinigungsbetriebe und Straßenbau. Etwa die Hälfte der TeilnehmerInnen befand sich – aufgrund des Aufstiegs über Vorarbeiter- und Meisterpositionen – im Angestelltenstatus. Teilweise überlappend damit, übte etwa die Hälfte der TeilnehmerInnen gewerkschaftliche oder betriebs- oder personalrätliche Funktionen aus. Die atmosphärische Stimmung in diesem Seminar – das war von der ersten Stunde an zu bemerken – läßt sich als „rauh, aber herzlich“ kennzeichnen. Ich muß sagen: Ich fühlte mich nicht unwohl in dieser Gruppe, obwohl sie mir in der 2. Hälfte des Seminars erhebliche, aber wahrscheinlich durch mich selbst verschuldete Schwierigkeiten machte. Zu erwähnen ist, daß ich seit etwa 15 Jahren Bildungsarbeit mache, vor allem zu den Themenbereichen Arbeit und Gesundheit. Aus den relativ routinemäßigen Erfahrungen ragen nun diese Schwierigkeiten auch deshalb als besondere hervor, weil ich - im guten Glauben an meine Routine – mir ein spontanes Abweichen vom Konzept und eine Öffnung der Diskussion in Richtung sozialer Utopie gestattete.

Wie sah mein ursprünglicher Plan für diese Woche aus? Der erste Tag ist immer ausgefüllt von einer Problemsammlung mit Leitfragen: „Was ist gut, was schlecht bei der Arbeit, warum ist die Umwelt für uns wichtig?“ Auf dieser Basis kann der Wochenbogen eröffnet werden. Dies gelang auch völlig unproblematisch. Ein am zweiten Tag vorgesehener Informationsblock über Schadstoffe und weitere Belastungsarten mußte mit der am dritten Tag vorgesehenen Besichtigung eines großen Klärwerkes und einer Klärschlammverbrennungsanlage vertauscht werden (aus technisch-organisatorischen Gründen). Der vierte Tag war für arbeitsschutz- und umweltschutzrechtliche Fragen und konkrete Handlungsperspektiven vorgesehen. An diesem Tag schieden sich die Geister: Aus Gründen, die ich noch erläutern werde,

entschloß ich mich, die Toblacher Thesen von 1993 „Wir brauchen eine neue Kultur der Arbeit“ zur Diskussion zu stellen. Den Rest des Seminars war ich damit beschäftigt, die durch das Einbringen dieser Thesen hervorgerufenen emotionalen Wallungen zu neutralisieren und die erhitzten Gemüter wieder etwas zu besänftigen.

Für mich war dies zunächst ein Paradox: wollte ich doch gerade nicht die TeilnehmerInnen mit einer – was mir überhaupt nicht schwerfällt – Fülle von Fachwissen überladen und damit auch in gewisser Weise befriedigen. Die vielfältigen und farbigen Schilderungen aus der betrieblichen Alltagswelt gaben mir gerade in diesem Seminar den Impuls, aus den Erfahrungsschilderungen, Stellungnahmen und Berichten der TeilnehmerInnen induktiv Momente der Analyse, Reflexion und Differenzierung der Deutungsmuster herauszudestillieren. Die Alternativen eines anderen Lebens und Arbeitens lagen gewissermaßen in der Luft. Doch ich habe den Fehler gemacht, diese für mich ganz klar erkenntliche Situation auch als auch eine für die TeilnehmerInnen faßbare angenommen zu haben. Dies war mitnichten der Fall. Zum einen habe ich das Gewicht des Gewinns unterschätzt, den ArbeitnehmerInnen aus dem Leiden an ihrer subalternen Position ziehen. Zum anderen habe ich die Attraktivität alternativer Ideen überschätzt, deren Thematisierung den TeilnehmerInnen als fremde und von arbeitsfernen Intellektuellen aufgestellte Normen erscheinen mußte. Die Plausibilität der Forderung nach einer menschlicheren und ökologisch orientierten Arbeitswelt muß – das habe ich gelernt – beileibe keine allgemein anerkannte sein. Dies gilt offenbar auch und gerade dann, wenn Menschen besonders harten Bedingungen ausgesetzt waren. Dies will ich im folgenden etwas genauer erläutern.

Einem Teil der TeilnehmerInnen sah man ihre jahrelangen schweren Belastungen und Krankheiten förmlich an. So gab es einen Teilnehmer mit einer schweren angeborenen Sehbehinderung, der diese durch einen etwa hilflosen Geltungsdrang zu kompensieren suchte. Eine Teilnehmerin litt an einer angeborenen Blutkrankheit; die hierdurch bedingte physiologische Leistungsschwäche war nach ihrer Meinung nur durch einen extrem ausgeformten Leistungswillen zu „besiegen“. Ein jahrelang gegenüber Kieselrot exponierter Platzwart wies eindeutige Zeichen von Chlorakne auf, wobei die inneren Verletzungen, insbesondere die des Nervensystems, wesentlich waren: Er zeigte typische Emotions- und Aggressionssyndrome, insbesondere unmotiviert Intoleranzausbrüche gegenüber dem „schwächlich“ erscheinenden Teilnehmer mit der angeborenen Sehbehinderung. Im Seminar fanden sich mehrere TeilnehmerInnen mit Nervenschädigungen durch jahrelange Lösemittelbelastungen und Pestizidexpositionen, mehrere mit völlig kaputter Wirbelsäule, RSI-Syndrom und anderen chronisch degenerativen Erkrankungen. Tenor der Selbstdeutungen war: „Nur weil wir auf die Zähne gebissen haben, haben wir es zu etwas gebracht!“ Körperliche Erscheinung, Habitus und Diktion verwiesen auf eine ausdauernde Härte gegen sich selbst. Dreh- und Angelpunkt war die Grundthese: „Ohne Arbeit ist der Mensch eine Null!“ Gerade hieran glaubte ich anknüpfen zu können, wobei ich einen subjektiv erfahrbaren und bewußten Leidensdruck unterstellte. Immerhin betonten alle Erfahrungsberichte aus dem TeilnehmerInnenkreis das enorme Ausmaß des alltäglichen Erduldens, der alltäglichen physischen und psychischen Schmerzen, der dadurch erlittenen Grenzerfahrungen.

Exkursiv sei angemerkt, daß ein Teil der TeilnehmerInnen mehr an Umweltproblemen, ein anderer Teil mehr an direkten Arbeitsplatzproblemen interessiert war. Es zeigte sich, daß die „Umweltleute“ mehr intellektuell ausgerichtet waren („Wie sieht eigentlich die Dioxinformel aus?“; „Warum brauchen wir eigentlich so viele Autos?“), die in „Arbeitsplatzleute“ hatten gerade vor so etwas einen absoluten Horror. Aus-

brüche, wie z.B. „Ausgerechnet Du redest gegen Autos? Du hast es gerade nötig mit Deiner Superkarre!“ oder: „Willst Du denn vielleicht auf etwas verzichten?“ waren dann üblich. Die „Arbeitsplatzleute“ waren dann auch diejenigen, die eine Art Double-bind entwickelten, d.h. sich insgeheim von mir Patentrezepte erwarteten, aber weidlich die Situation ausnutzten, daß selbstverständlich der Kursleiter auch keine hatte. Ein Beispiel: Gefragt nach konkreten Mitsprache- und Mitbestimmungsrechten, die ArbeitnehmerInnen haben, entwickelte ich diese, worauf dann kam: „Das ist doch alles Scheiße, das geht doch alles gar nicht, wenn Du den Mund aufmachst, dann stehst Du doch auf der Abschlußliste!“ Auffallend waren insgesamt die legitimatorischen Deutungsmuster einer resignativen Handlungsstruktur.

Dies zeigte sich besonders deutlich an der Diskussion der Toblacher Thesen, insbesondere der These 12. Hier heißt es: „Wir brauchen einen neuen Zukunftsentwurf, ... eine neue Perspektive von Arbeit und ökologischem Wohlstand 'Langsamer, weniger, besser, schöner' können Leitbilder sein, die der Arbeit ihren eigentlichen Sinn zurückgeben: das gute Leben.“ Diese Orientierungen fanden - mit wenigen Ausnahmen - die TeilnehmerInnen absolut falsch im Sinne von: total unrealistisch, „in höchstem Maße hirngespinstisch“. Als Gegenthese fand der „in der Natur liegende Egoismus“ eine überwältigende Zustimmung. Für mich erstaunlich war die Eloquenz, mit der kaleidoskopartig das Spektrum sozialdarwinistischer und biologistischer Weltanschauungen ausgebreitet wurde. Verschiedene TeilnehmerInnen wußten sehr präzise bestimmte Thesen von Konrad Lorenz zu zitieren. Praktisch alle waren sich einig, daß der „Kampf ums Dasein“ keine Gnade kennt, deswegen auch niemandem gegenüber Gnade gewährt werden kann. Solidarität sei eine Forderung für Sonntage, so ein Teilnehmer, die keine Geltung für die Werktage habe („Gott sei Dank ist jetzt kein Gewerkschaftssekretär da“, so seine Entschuldigung). Die Diskussionsentwicklung war an dieser Stelle kaum noch zu bremsen: Der Mensch sei eben doch nur ein Tier, und die Tiere brächten sich eben auch gegenseitig um. Wir seien schon viel zu viele auf der Erde: „Da ist doch eigentlich auch Aids gar nicht so schlecht!“ Immer wieder war von der „Härte der Existenz“ die Rede - und von den Intellektuellen und Pfaffen, die davon „keine Ahnung“ hätten. Doch „die“ hätten, so die allgemeine Vermutung im Seminar, sicherlich die Toblacher These verfaßt: „So was können doch nur solche schreiben!“ Kaum verwunderlich war schließlich das Feuerwerk rassistischer und insbesondere gegen die Völker der Dritten Welt gerichteten Ausbrüche.

Im Gefolge dieser Diskussion war der Freitag nicht, wie ich es sonst kenne, von einer Aufbruchsstimmung gekennzeichnet, sondern von einer heftigen Debatte übers Krankfeiern. Vor dem Hintergrund der zitierten 12. Toblacher These entwickelte sich ein Sturm der Entrüstung: Der Standort Deutschland sei ohnehin gefährdet, überall sei schon der „Lasch-Heini“ eingezogen, so ginge das nicht weiter, die Zügel müßten wieder angezogen werden. Buhmann waren in diesem Falle einmal nicht die Ausländer, sondern die „jungen Leute“, die glaubten, die gebratenen Tauben flögen ihnen in den Mund. Die „jungen Leute“ wollten nichts mehr leisten, sie würden bei jeder kleinen Grippe zuhause bleiben, sie hätten kein Verantwortungsgefühl mehr. Man muß sagen, daß manche dieser RednerInnen selbst gerade erst 30 Jahre alt waren; sie regten sich darüber auf, daß kein Lehrling sich mehr dreckig machen wolle und bei kleinsten Unpäßlichkeiten oder Unstimmigkeiten Krankmeldungen einträfen. Besonders hanebüchen fand ich das Argument, das Wort der „Älteren“ werde nicht mehr ausreichend geachtet, und dies sei die Frucht der antiautoritären Erziehung. Mehrheitlich waren die TeilnehmerInnen der Meinung, daß wieder straffere Führungsstile

brüche, wie z.B. „Ausgerechnet Du redest gegen Autos? Du hast es gerade nötig mit Deiner Superkarre!“ oder: „Willst Du denn vielleicht auf etwas verzichten?“ waren dann üblich. Die „Arbeitsplatzleute“ waren dann auch diejenigen, die eine Art Double-bind entwickelten, d.h. sich insgeheim von mir Patentrezepte erwarteten, aber weidlich die Situation ausnutzten, daß selbstverständlich der Kursleiter auch keine hatte. Ein Beispiel: Gefragt nach konkreten Mitsprache- und Mitbestimmungsrechten, die ArbeitnehmerInnen haben, entwickelte ich diese, worauf dann kam: „Das ist doch alles Scheiße, das geht doch alles gar nicht, wenn Du den Mund aufmachst, dann stehst Du doch auf der Abschußliste!“ Auffallend waren insgesamt die legitimatorischen Deutungsmuster einer resignativen Handlungsstruktur.

Dies zeigte sich besonders deutlich an der Diskussion der Toblacher Thesen, insbesondere der These 12. Hier heißt es: „Wir brauchen einen neuen Zukunftsentwurf, ... eine neue Perspektive von Arbeit und ökologischem Wohlstand 'Langsamer, weniger, besser, schöner' können Leitbilder sein, die der Arbeit ihren eigentlichen Sinn zurückgeben: das gute Leben.“ Diese Orientierungen fanden - mit wenigen Ausnahmen - die TeilnehmerInnen absolut falsch im Sinne von: total unrealistisch, „in höchstem Maße hirngespinstisch“. Als Gegenthese fand der „in der Natur liegende Egoismus“ eine überwältigende Zustimmung. Für mich erstaunlich war die Eloquenz, mit der kaleidoskopartig das Spektrum sozialdarwinistischer und biologischer Weltanschauungen ausgebreitet wurde. Verschiedene TeilnehmerInnen wußten sehr präzise bestimmte Thesen von Konrad Lorenz zu zitieren. Praktisch alle waren sich einig, daß der „Kampf ums Dasein“ keine Gnade kennt, deswegen auch niemandem gegenüber Gnade gewährt werden kann. Solidarität sei eine Forderung für Sonntage, so ein Teilnehmer, die keine Geltung für die Werktag habe („Gott sei Dank ist jetzt kein Gewerkschaftssekretär da“, so seine Entschuldigung). Die Diskussionsentwicklung war an dieser Stelle kaum noch zu bremsen: Der Mensch sei eben doch nur ein Tier, und die Tiere brächten sich eben auch gegenseitig um. Wir seien schon viel zuviele auf der Erde: „Da ist doch eigentlich auch Aids gar nicht so schlecht!“ Immer wieder war von der „Härte der Existenz“ die Rede - und von den Intellektuellen und Pfaffen, die davon „keine Ahnung“ hätten. Doch „die“ hätten, so die allgemeine Vermutung im Seminar, sicherlich die Toblacher These verfaßt: „So was können doch nur solche schreiben!“ Kaum verwunderlich war schließlich das Feuerwerk rassistischer und insbesondere gegen die Völker der Dritten Welt gerichteten Ausbrüche.

Im Gefolge dieser Diskussion war der Freitag nicht, wie ich es sonst kenne, von einer Aufbruchsstimmung gekennzeichnet, sondern von einer heftigen Debatte übers Krankfeiern. Vor dem Hintergrund der zitierten 12. Toblacher These entwickelte sich ein Sturm der Entrüstung: Der Standort Deutschland sei ohnehin gefährdet, überall sei schon der „Lasch-Heini“ eingezogen, so ginge das nicht weiter, die Zügel müßten wieder angezogen werden. Buhmann waren in diesem Falle einmal nicht die Ausländer, sondern die „jungen Leute“, die glaubten, die gebratenen Tauben flögen ihnen in den Mund. Die „jungen Leute“ wollten nichts mehr leisten, sie würden bei jeder kleinen Grippe zuhause bleiben, sie hätten kein Verantwortungsgefühl mehr. Man muß sagen, daß manche dieser RednerInnen selbst gerade erst 30 Jahre alt waren; sie regten sich darüber auf, daß kein Lehrling sich mehr dreckig machen wolle und bei kleinsten Unpäßlichkeiten oder Unstimmigkeiten Krankmeldungen einträfen. Besonders hanebüchen fand ich das Argument, das Wort der „Älteren“ werde nicht mehr ausreichend geachtet, und dies sei die Frucht der antiautoritären Erziehung. Mehrheitlich waren die TeilnehmerInnen der Meinung, daß wieder straffere Führungsstile

und systematische Krankheitskontrollen eingeführt werden sollten. Daraufhin angesprochen, daß das aber zuerst die Älteren, die chronisch Kranken und die Schwerbehinderten treffen würde und auch deshalb die Gewerkschaften sich energisch gegen die Verteufelung der Kranken ausgesprochen hätten, kam das Argument, die Älteren müßten eben durch besondere Klauseln geschützt werden, aber alle anderen könne man sich eben nicht mehr leisten. Für mich als Kursleiter war es in diesen Situationen außerordentlich schwer, die Nerven zu behalten. Gerade dafür sprachen mir die TeilnehmerInnen am Schluß das Lob aus, genauer gesagt dafür, daß im Gegensatz zu den meisten Gewerkschaftslehrgängen, die durch geschlossene Lehrgangskonzepte gekennzeichnet seien, in „meinem“ Kurs solche Äußerungen „frei von der Leber“ überhaupt einmal möglich waren.

Die an sich interessante Besichtigung des Klärwerkes trug mit dazu bei, der Diskussion diese Richtung zu geben. Die Person, die uns führte, wurde von den TeilnehmerInnen als so etwas wie ein „lang gedienter Mann aus der Praxis“ anerkannt. Er hatte in der Tat ein starkes Charisma. Er war bemüht, uns die Modernität, Sauberkeit und Effizienz „seiner“ Anlagen, die zugegebenermaßen spitzenmäßige Ausstattung von Arbeitsplätzen und Sanitäreinrichtungen und die insgesamt gute Arbeitshygiene zu beweisen. Er betonte zugleich die Wichtigkeit der – wörtlich – „geistigen Hygiene“ und der Notwendigkeit, mit „straffer Hand“ den Betrieb zu führen. Er thematisierte den überaus hohen Krankenstand (ca. 30 %) mit dem Argument: „Wie soll ich die Arbeit gemacht kriegen, wenn mir die Leute fehlen? Die machen sich einen faulen Lenz, und ich muß mit dünnen Mannschaften volle Leistung bringen!“ Mit diesem Argumentationsmuster konnte sich zumindest die Hälfte der TeilnehmerInnen, wahrscheinlich sogar mehr, bruchlos identifizieren. Meine Bedenken, daß trotz „guter Technik“ die Arbeit im Klärwerk durch vielerlei biologische und chemische Gefahren, durch Hitze, Kälte, Feuchte usw. hochbelastet ist, kam natürlich in dieser Situation nicht so gut an. Natürlich habe ich mir überlegt, ob der Multiplikatoreffekt der Argumentation des Betriebsleiters auch als fatalistische Reaktion auf die vielen Gesundheitsgefahren, Gesundheitszerstörungen, Härten und Leiden sein könnte, die Gegenstand dieses Seminars waren. Doch zunächst ist einmal festzustellen, daß ich zu den Problemen, die ich benannte, immer auch mögliche, teilweise bereits praktisch erprobte Lösungswege zur Diskussion stellte. Selbstverständlich kann man vieles nicht direkt am Arbeitsplatz lösen, es bedarf auch politischer Lösungen, wie z.B. das des PVC-Verbotes, für das man sich aber in Betrieb, Gewerkschaft und Kommune einsetzen kann.

Ich habe mir überlegt, ob das „Kippen“ des Seminars nur einfach eine Provokation gegen mich war, weil ich mich in gewisser Weise von der Gruppe distanzierte, etwa in der Weise, daß ich mich abends betont zurückzog und engere persönliche Gespräche mied. So etwas sind sie von ihren üblichen gewerkschaftlichen Seminaren überhaupt nicht gewohnt gewesen; mein Rückzug – so eine Kollegin explizit – würde in ihnen die Angst auslösen, ich hielte sie schlichtweg alle für „doof“. Nur Donnerstagsabend habe ich mich in der Hauskneipe blicken lassen; es kamen mehrere auf mich zu und überschütteten mich mit Komplimenten, andere fragten mich angstvoll, ob ich sie „sehr blöd“ fände, denn „irgendwas hast Du gegen uns“. Oder: „Wir sind halt einfache Leute“, sie hätten eben nicht „die Bildung“, oder auch: „Toll, daß Du uns aushältst! Wir sind bestimmt furchtbar! Es gab auch schon Teamer, die haben das Handtuch geschmissen.“ Dann habe ich natürlich schon auch überlegt: Was soll z.B. der dioxingeschädigte Platzwart machen? Er ahnt selbstverständlich von seinen irreparablen Schäden, wurde auch – wie er erzählte – von allen Ämtern, Behörden

und zuständigen Stellen barsch zurückgewiesen, wenn er Untersuchungen für sich und seine Leute verlangte, hat schon länger resigniert und versucht nun erst recht zu verdrängen. Und nun konfrontiere ich ihn in diesem Seminar mit für ihn belastenden Informationen, und er wird aggressiv - kein Wunder. Aber anders herum gedacht: Warum kommt er dann zu diesem Seminar?

Obwohl ich äußerlich sehr gefaßt war, war ich doch innerlich von starken Gefühlen überwältigt. Zum einen war da das Mitgefühl mit den permanent Beleidigten und Unterdrückten, zum anderen brach der Widerwille, ja geradezu der Haß gegen die menschenfeindliche biologistische Orientierung der TeilnehmerInnen in mir hervor. Ich habe mich gefragt, was diesem Biologismus zugrunde liegt. Es ist augenscheinlich ein Geflecht aus instrumenteller Rationalität, die es im folgenden noch zu erläutern gilt, und Angst.

Als instrumentelle Rationalität wurde von Horkheimer und Adorno diejenige identifiziert, die am wissenschaftlich-technischen und industriellen Fortschritt orientiert ist, die Gesetze der kapitalistischen Konkurrenzwirtschaft internalisiert hat und sich infolge dessen am Arbeitszwang im Rahmen entfremdeter Verhältnisse orientiert. Hieraus resultiert eine instrumentelle Haltung zum eigenen Körper, die nicht nur um den Preis der gesundheitlichen Zerstörung sich vermeintliches Konsumglück erheischt, sondern augenscheinlich auch in der Art und Weise der entfremdeten Arbeit selbst eine Tugend kreiert, deren Lust spendende Natur zwar schwer einzusehen, gleichwohl vorhanden ist. Und zwar genau dann, wenn die Aufstiegsorientierung materiellen Boden für den Einzelnen/die Einzelne gewinnt oder zu gewinnen scheint. Zum anderen setzt hier genau – nach meinem Dafürhalten – das Problem der Angst ein, ein Problem, das von der Arbeiterbewegung und ihren Theoretikern immer als sekundär abgetan wurde. Aber gerade zu Zeiten, in denen sich die gewerkschaftliche Solidarität oft nur als ein hohles Wort zeigt, ist mehr oder weniger jeder auf sich selbst zurückgeworfen, d.h. die Angst um seine Existenz, um sein Leben, um seine Lebensentwürfe und privaten Utopien wird zentral. Ich glaube, die Triebfeder der allenthalben zu sehenden Brutalisierung ist Angst. Die Angst vor dem Unglück, vor dem Versagen und vor dem ökonomischen Aus wird übergroß. Die Angst vor Krankheit, Tod – und dazu gehört eben auch: die Angst vor Umweltgiften, vor Strahlung, jetzt auch noch elektrischen Feldern usw. – wird auf diese allgemeine Lebensangst gelenkt und damit ihres eigentlichen Sinns entäußert. Nur wenige erkennen solidarische Handlungschancen, die meisten suchen nach Sündenböcken, die dann von „Regierung“ bis „Ausländern“ reichen. Diese Angst hat Anteile von Urangst, aber auch Anteile, die an der Meßlatte des „Erfolgreichen“ entstehen, der seinen Erfolg in hohem Einkommen und einem entsprechenden Lebensstandard beweist. Beide Angstanteile muß Erwachsenenbildung thematisieren, ebenso, wie erlernte Frustration, Wut, Haß, Aggressivität.

Von entscheidender Bedeutung scheint mir die instrumentelle Orientierung der Körperlichkeit zu sein, d.h. der Sachverhalt, daß ArbeitnehmerInnen nur über den Weg der ruinösen Zerstörung ihres eigenen Körpers (genauer: ihres Leibes) sich die Anerkennung zu holen scheinen, die ihnen ansonsten verwehrt bleiben. Es ist genau die Descartes'sche Trennung zwischen Körper und Geist bzw. Leib und Seele, die immer noch entscheidende konstituierende Bedingung der Funktionsweise entfremdeter Herrschaft und entfremdeter Arbeit zu sein scheint. Für die Erwachsenenbildung in dem Bereich der Gesundheit und des Umweltschutzes bedeutet dies, sich der Zweideutigkeit, der Ambiguität des Leiblichen und Körperlichen bewußt zu werden. Der Leib ist – so folge ich hier Husserl und Merleau-Ponty – ein Medium der Wahr-

nehmung und Teilhabe von Welt. Die Doppeldeutigkeit verweist auf die Welt selbst: einer natürlichen, in ökologischer Hinsicht harmonischen und überaus menschlichen, solidarischen Welt, und einer sozialdarwinistischen, d.h. brutalen, zerstörenden, aggressiven, Leben vernichtenden Welt. Den einen Aspekt bezeichnet die philosophische Anthropologie als den leiblichen, den lebendigen, den aufbauenden, den anderen als körperlichen, als medizinisch-statischen, als toten, erledigten Aspekt. In diesem Spannungsverhältnis befindet sich menschliche Existenz, Wahrnehmung, Bewußtsein, Selbstdeutung und private Utopie.

Im Seminar, über das ich hier berichte, wurde überaus deutlich, daß die Herrschaft kapitalistischer Ökonomie eine leiblich-seelische Integrität nicht zuläßt. Der Leib wird zum Körper degradiert, der solange verwertbar ist bzw. der Verwertungs-
maschinerie unterwerfbar ist, bis er bricht. Das ist im Hirn, während im Herzen ganz andere Sehnsüchte walten. Erwachsenenbildung muß einen Bezug zur Leiblichkeit, zur wiederherzustellenden Leiblichkeit, bekommen, will sie nicht ganz und gar lebensfremd werden. Ich vermute, dies wird die eigentlich provokative These meines Berichtes sein. Die curricularen Selbstläufer der Erwachsenenbildung perpetuieren sich – so meine Beobachtung – über Jahre hinweg, weil sie selbst, d.h. die in der Erwachsenenbildung tätigen KursleiterInnen, die explosive Potentialität der angesprochenen Probleme spüren und aus Angst vor ihnen sie umgehen. Keine Frage, daß geschlossene Curricula, wie sie immer noch in Gewerkschaftsschulungen üblich sind, gar nicht erst in Versuchung führen, die angesprochenen Schwierigkeiten zu thematisieren. Doch zeigen meine Erfahrungen, daß ein gegenüber diesen Problemen offenes Curriculum, welches ebenfalls einer überaus genauen und überlegten Vorbereitung bedürfte, ins Leere liefe, wenn sie sich nicht der instrumentellen Rationalität, insbesondere derjenigen des Körpers, bewußt ist.

Wenn auf ein solches Seminar auch Nichtgewerkschafter, prekär Beschäftigte, z.B. Reinigungspersonal, ausländische Arbeitnehmer und vor allen Dingen auch Arbeitslose gekommen wären, hätten vielleicht das Seminar und die gesamte Seminarsituation anders ausgesehen. Ob der Verlauf im pädagogischen und politischen Sinne besser gewesen wäre, steht freilich auf einem anderen Blatt. Legitim ist jedoch die Frage: Warum konzentriert sich alles so auf die „Arbeit“, den „Arbeitsplatz“? Warum reden wir eigentlich nicht über das „Leben“, über Lebensentwürfe, über Lebenssinn außerhalb von Arbeit?

Als Konsequenz wird für mich deutlich, daß auch andere soziale Lebensentwürfe im Seminar Berücksichtigung finden müssen, Lebensentwürfe, die Alternativen im Denken aufzeigen, so z.B. Diskussionen mit Mitgliedern von Bürgerinitiativen, von ökologischen Bauernhöfen, von Erzeuger-Verbraucher-Genossenschaften und ähnlichem mehr. Mir kommt in diesem Zusammenhang das Bild von Lenin in den Blick, wo er von Arbeiteraristokratie spricht. Der Begriff ist sicherlich falsch, denn es handelt sich um hart erkämpfte, mit Schweiß und Blut errungene Positionen, die niemals in irgendeiner Weise vererbt werden können.

Doch es gibt gesellschaftsstrukturell ein solches Phänomen, daß bestimmte Schichten durch einen wie auch immer begründeten hohen Einsatz günstiger gestellt sind als die Mehrheit der subordinierten und subalternen Bevölkerung. Zugleich definieren sich diese Schichten im Gegensatz zum tatsächlichen Adel, im Gegensatz zu den tatsächlich Reichen, auch im Gegensatz zu einer Art immer noch existierendem Beamtenadel. Es ist im Grunde genommen der selbst erarbeitete Facharbeiteradel, auf den sich letztendlich auch die Gewerkschaften stützen. Vor diesem Hinter-

grund müssen wir uns fragen, ob nicht die Monokulturen der (z.B. gewerkschaftlichen) Bildungsurlaubsseminare und die damit verbundenen psychischen Rationalisierungen aufgebrochen werden sollten. Laßt uns doch verstärkt TeilnehmerInnen in diese Seminare holen, die ganz anderen Rationalitäten folgen!

Mittlerweile habe ich die Toblacher Thesen in weiteren Bildungsurlauben – wenn auch in einer etwas vorsichtigeren Form – eingesetzt. Die damit verbundenen Erfahrungen siedeln sich, soweit ich dies im Augenblick beurteilen kann, auf drei Ebenen an. Zunächst einmal – das bestätigt sich immer wieder – verfügt zwar die überwiegende Mehrheit der ArbeitnehmerInnen über eine manifest instrumentelle Orientierung in ihrer Körperlichkeit, von der die eher weichen, spielerischen und schöpferischen Momente einer von instrumentellen Zwängen emanzipierten Leiblichkeit abgetrennt sind. Diese ist damit aber keinesfalls verloren oder vergessen; das Sichversagenmüssen wird unter den Bedingungen der realen Arbeitsverhältnisse als durchaus schmerzlich empfunden.

Gerade deshalb – dies ist meine zweiten Ebene – muß sich eine Didaktik, die diese Dimension anspricht, besonders sorgfältig die realen Umstände, die Ermöglichungsbedingungen und konkreten Wege einer zumindest ansatzweisen Bewältigung der widersprüchlichen körperlich-leiblichen Identitätsverhältnisse der Individuen überlegen. Das habe ich in dem Seminar, über das ich berichtet habe, nicht getan. Die für mich zunächst einmal einfache und klare Formulierung der Toblacher Thesen mußte die TeilnehmerInnen gerade deshalb provozieren, weil die darin enthaltene naive Abgehobenheit ihre real existierenden Lebensverhältnisse sträflich ignoriert. Oder, wie es neulich ein Teilnehmer eines anderen Bildungsurlaubes formulierte: „Die Thesen sind ja ganz nett, aber was soll und was kann ich damit anfangen?“

Die Diskrepanz zwischen der einfachen und klaren Formulierung der Toblacher Thesen und der einfachen und klaren Formulierung des Realitätsprinzips macht deutlich, wie weit eine ökologisch orientierte Arbeiterbildung bzw. eine an der Veränderung der Arbeitsbedingungen orientierte Erwachsenenpädagogik davon entfernt ist, sich mit dem tatsächlichen Geschehen in der Arbeitswelt zu verzahnen. Ich sehe darin auch eine grundsätzliche Schwäche in der erwachsenenpädagogischen Theorie unserer Tage. Entweder klebt man an überholten Konzepten, wie sie z.B. in der klassischen Arbeiterbildung formuliert sind und deren emanzipatorische Inhalte genau dann verlustig gehen, wenn nicht die neuen Rahmenbedingungen und Orientierungen wie Ökologie, Gesundheit, Selbstverwirklichung usw. gesehen werden. Oder man springt auf jeden neuen modischen Zug, wie er von Protagonisten etwa der neuen Unternehmenskulturen und der betrieblichen Weiterbildung im Sinne einer neuen Psychotechnik gefahren wird. Die Verlogenheit, wie sie in mancher Konzeption der neuen Unternehmenskulturen steckt, erzeugt berechtigtes Mißtrauen bei vielen ArbeitnehmerInnen. Mir ist mittlerweile klargeworden, daß manche Formulierungen in den Toblacher Thesen als ebenso verlogen aufgefaßt werden könnten. Ich möchte mit dem Ausspruch eines Teilnehmers aus einem meiner letzten Seminare schließen:

„Langsamer, weniger, besser, schöner – wunderbar: aber die Stückzahl muß stimmen!“